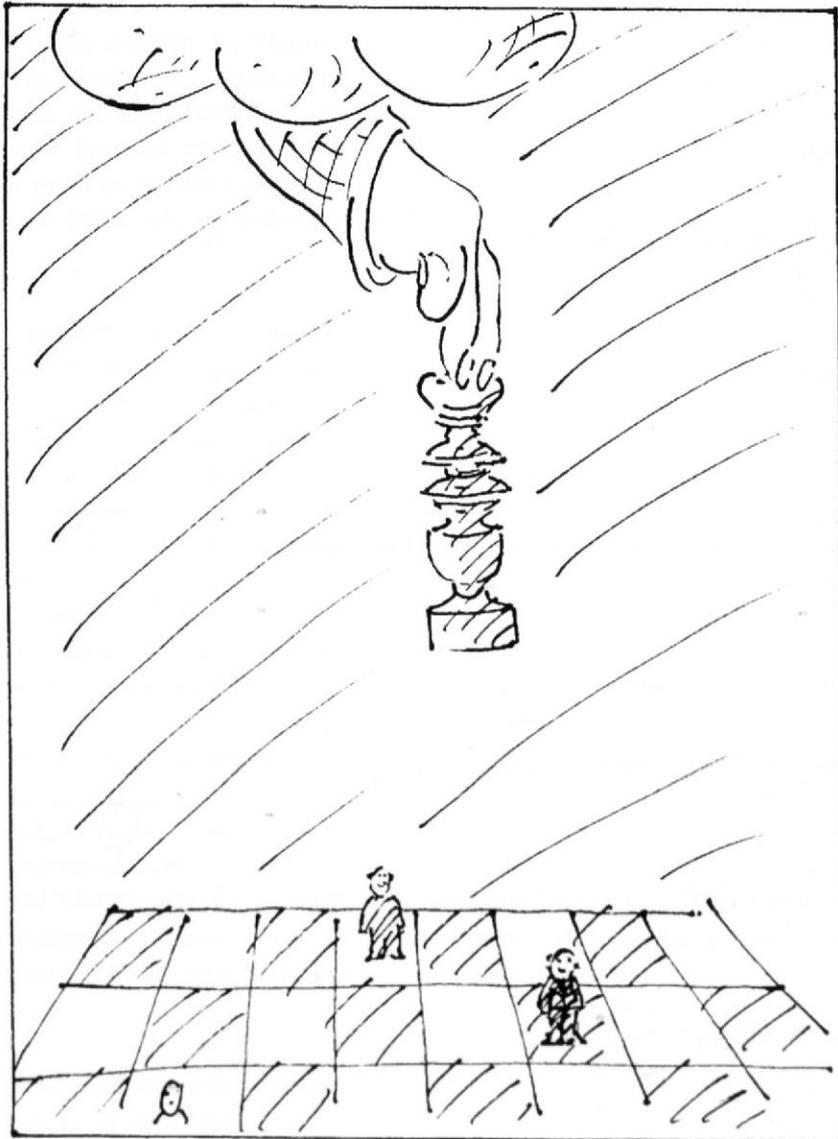


facultativ

Theologisches aus Zürich



ver-spielt

Die Beilage zur Reformierten Presse Nr. 16/99

Inhaltsverzeichnis

Editorial: ver-spielt <i>Hans Jürgen Luibl</i>	3
Pascals Wette <i>Robert Leuenberger</i>	4
Homo religiosus – homo ludens? <i>Fritz Stolz</i>	6
Theologisch Kegeln <i>Markus Baumgartner</i>	8
«You don't read women authors, do ya?» <i>Peter Schwagmeier</i>	10
Kein Spiel, kein Glück <i>Philipp Stoellger</i>	12
Rezension: Von der «Phantasiefigur Gott» zur Praktischen Theologie <i>Ellen Stubbe</i>	13
Interview mit Professor Dr. Hans Weder	14
Neuigkeiten aus der Theologischen Fakultät <i>Thomas Krüger</i>	15
Veranstaltungsankündigungen <i>E. Campi / H. J. Luibl / Ph. Stoellger</i>	15
Vorlesung: Freiheit im Bekenntnis	16

Titelbild: Heinz Looser

facultativ BEILAGE ZUR REFORMIERTEN PRESSE Badenerstrasse 69, 8026 Zürich, Telefon 01/299 33 21, Fax 01/299 33 93 REDAKTION Institut für Hermeneutik und Religionsphilosophie (Dr. Hans Jürgen Luibl, Franziska Mihram) im Auftrag der Theologischen Fakultät Zürich, Kirchgasse 9, 8001 Zürich, Telefon 01/634 47 53 INSERATE/DRUCK/VERLAG Fischer Druck AG, 3110 Münsingen, Telefon 031/720 53 33, Fax 031/720 53 12 HERAUSGEBER Evangelischer Mediendienst ©Kirchenblatt/Protestant/EPD/Reformierte Presse, 151. Jahrgang LAYOUT Kathrin Hüther KORREKTORAT Marianne Sievert

Editorial: ver-spielt?



Hans Jürgen Luibl

Es wird gespielt. Das war wohl schon immer so. Man erfreute sich an heiligen Schauspielen oder weniger heiligen Schaukämpfen in Stierkämpfarenen und Boxringen. Die einen spielten Schach, die anderen lieber mit dem Ball. Und auch das Glücksspiel gehört dazu – bis heute, wo die Aussicht auf schnellen Gewinn die Phantasie beflügelt und Menschen in Lottospieler verwandelt. Und die Medien verwandeln das, was einmal wirklich war, in eine unendliche Game-Show. Sind wir ein einig Volk von Spielern geworden? Und wenn ja, warum eigentlich? Und vor allem: wohin führt der Spieltrieb, wo endet das Spiel?

Es wird gespielt, es muss gespielt werden, das hat die politische Klugheit immer gewusst und bewusst danach gehandelt. *Panem et circenses*, Brot und Spiele, hat man dem Volk anzubieten, um es bei Laune zu halten. Mit Brot alleine ist es nicht getan, das wusste schon Jesus. Es muss etwas anderes hinzukommen zu Brot und Broterwerb, denn sonst wird beides hart. Die Ökonomie braucht das Spiel – und missbraucht es immer wieder. Taugt das Spielen nicht auch dazu, den Verlierern des Ökonomischen etwas vorzuspielen? Spielt mit, lautet die Aufforderung, denn irgendwie ist ja alles nur Spiel; sogar die grossen Firmen sind nur Global Player, und mit etwas Glück kann doch jeder den grossen Gewinn machen und den Jack-Pot des Lebens knacken. Wird das neuzeitliche Arbeitsethos, das vom Protestantismus geprägt war, in der nachneuzeitlichen Gesellschaft durch Risikobereitschaft und Spieltrieb ersetzt? Statt Lebensernst und Marktgesetzen, die nicht mehr halten, was sie einst versprochen hatten, nun die Aufforderung: «Faites vos jeux!» Die Kugel rollt. Was steht auf dem Spiel?

Es wird gespielt. Auch Theologie und Kirche scheinen von diesem Spielfieber angesteckt zu sein. Immun waren sie ja nie vollständig. Und immer hat man Gegengifte entwickelt – nicht zuletzt um der Verlierer ungebremster Spielsucht willen. Heilige Spiele wurden durch die Strenge von Liturgie und Kirchenrecht gebändigt und auf das

Format von Passionsspielen reduziert. Glücksspiele waren verboten, metaphorische Sprachspiele sind bei manchen Gottessuchern bis heute der theologischen Halb- und Unterwelt zugeordnet. Und strikter Regelgebrauch in Exegese und Dogmatik soll die Beliebigkeit vertreiben. Mit Gott spielt man eben nicht – auf Teufel komm raus – ums ewige Leben. Doch umgekehrt, was geschieht, wenn gar nicht mehr gespielt wird? Ohne Spiel kein Gewinn, ohne Einsatz bleibt der Schatz im Acker, das Risiko der Freiheit wird zum Kalkül, Spieler werden zu Funktionären, die in der knappen Freizeit nachspielen, was sie an Freiheit verloren haben. Und die Wissenschaft von Gott droht zum Glasperlenspiel zu werden.

Die Reformatoren haben es wohl anders gemacht, sie waren keine Spielverderber. Sie haben in aller Freiheit alles auf eine Karte gesetzt, *sola gratia*, die Treue Gottes, mit Kreuz-As als theologischem Trumpf. Das Blindenkühspielen, das ein ferner Gott mit seinen Geschöpfen veranstaltet und diese dabei immer wieder ins Leere laufen lässt, ist beendet. Und Gott ist kein falsches As im Ärmel der Glaubensspieler mehr. Solche Spielregeln, Regeln eines eigenen Spiels, von dem die Menschen offenbar weniger wissen, als sie glauben, gilt es zu entdecken und zu verteidigen. Dazu aber wird man schon mitspielen müssen, um die ganz eigentümlichen Regeln des Glaubens zu erkennen und dabei neue Spielzüge des Lebens zu erschliessen. Und das geht nicht ohne Lust am Spiel, ohne Interesse am Zufälligen, ohne Sinn für Überraschungen, kurz: ohne Sensibilität für die Freiheit Gottes, die allem vorausgeht. Das aber hiesse, dass Gott schon immer eine Rolle spielt, mitspielt im Spiel des Lebens. Spielt Gott vielleicht sogar selber? Spielt er mit seinen Geschöpfen als Spielfiguren ein abgekartetes Spiel? Setzt er sich selber aufs Spiel? Kann er dabei verlieren – oder muss er es sogar, damit die Menschen gewinnen? Oder ist dieses seltsame Spiel gerade darauf aus, dass alle gewinnen? Wie beim Spiel der Liebe, dessen Ernst darin besteht, die Liebenden gewinnen zu lassen? Gesucht also «les jeux des hommes et le contre-jeu de Dieu» (Pierre Bühler).

Es wird gespielt – ein wenig auch in diesem Heft.

Dr. Hans Jürgen Luibl ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hermeneutik und Religionsphilosophie.

Kein Spiel, kein Glück

PHILIPP STOELLGER

Der Mensch hat es meist mit dem Ernst des Lebens zu tun, sein Leben aber legt er aus in der Metapher des Spiels, und nicht nur *sein* Leben, sondern auch das von Gott und Welt. Der Umweg des Verstehens über die Spielmetapher ist daher so vielfältig wie das Leben selbst. Wenn man mit diesem Spiel erst einmal anfängt, ist es jedoch kaum noch beherrschbar, sondern setzt mehr frei, als man beabsichtigt haben mag. Die Vieldeutbarkeit der Metapher macht Geschichte, ihre lange und breite Variationsgeschichte. Und zum Spielraum dieser Metapher gehört die zwiefältige Möglichkeit, ob der Mensch Spieler oder Spielzeug ist, ob er im Spiel seine Freiheit ausreizt oder ob er nur eine Spielfigur ist.

Die Geschichte dieser Metapher nahm ihren Anfang in *Heraklits* dunklem Wort vom Aion als einem spielenden Kinde, das die Brettsteine setze und die Königsherrschaft innehatte (Frgm. B 52). Hier gilt der Mensch nicht als Herr des Aion, sondern umgekehrt: die absolutistische Weltzeit beherrscht und bedrängt die kurze Lebenszeit. Nicht der Mensch setzt die Regeln, sondern sie sind ihm gesetzt, und er hat sich ihnen zu fügen – wie ein Brettstein. Ähnlich Heraklit galt auch *Platon* der Mensch als Spielzeug Gottes, gar als seine Marionette, und ebendies sei das Beste an ihm (Nomoi 803 c/d, 644 d). Dem zu entsprechen, müsse er sich dessen Spiel fügen – und dies offenbar nicht als freier Mitspieler, sondern als einer, dem so oder so mitgespielt wird: wenig Spielraum für Freiheit.

Heidegger verstand das Sein des Spiels als ein Sein ohne «Warum», ohne Drang zum Gründefordern. «Das «Weil» versinkt im Spiel. Das Spiel ist ohne «Warum». Es spielt, dieweil es spielt. Es bleibt nur Spiel: das Höchste und Tiefste. Aber dieses «nur» ist Alles, das Eine, Einzige. Nichts ist ohne Grund. Sein und Grund: das Selbe. Sein als gründendes hat keinen Grund, spielt als der Ab-Grund jenes Spiel, das als Geschick uns Sein und Grund zuspielt. / Die Frage bleibt, ob wir und wie wir, die Sätze dieses Spiels hörend, mitspielen und uns in das Spiel fügen» (Der Satz vom Grund, 188). Im Rekurs auf das Spiel als Grundmetapher für das Sein und das Denken des Seins variiert Heidegger das Motiv der Rose, die «ohn Warum» ist und «blühet, weil sie blühet». Und im Hintergrund klingt der Vers des Angelus Silesius nach: «Dies alles ist ein Spiel, das ihr die Gottheit macht; / Sie hat die Kreatur um ihretwilln erdacht.» Das «spielerische» Um-ihretselbst-willen der Kreatur wird von Heidegger übertragen auf das Sein und das Dasein des Menschen. – Bezeichnenderweise aber lässt er beinahe vergessen, dass Gott we-

sentlich mit im Spiel ist und das «um ihretwillen» ihn einbezieht. Und wieder bleibt dem Menschen nur, sich zu «fügen». Aber geht so das Spiel, das Gott mit uns spielt?

Gadamer zufolge sei das «Wesen des Spiels», dass «das Verhalten des Spielenden nicht als ein Verhalten der Subjektivität verstanden werden dürfe, da vielmehr das Spiel es ist, das spielt, indem es die Spieler in sich einbezieht und so selber das eigentliche *subjectum* der Spielbewegung wird» (WuM I, 493): ein fröhlicher Wechsel? Im Spiel des Verstehens könne man ganz aufgehen, ganz Mensch sein im Vollzug des Sich-selbst-Vergessens, um sich als anderer wiederzufinden. – Aber in der hermeneutischen Emphase wird das Spiel selber zum eigentlichen und einzigen Subjekt des Spiels: das Spiel spielt, und den Menschen wird wieder nur mitgespielt. Die Metapher kippt ins Mythische oder Metaphysische und läuft Gefahr, gerade die Subjekte zu verspielen, die sie vereinigen und verändern wollte.

Gadamer verstand «das Aufgehen im Spiel, diese ekstatische Selbstvergessenheit» als Metapher des Glaubens (II, 129). Die Selbstvergessenheit im Spiel als Metapher des Glaubens ist allerdings ein riskantes Spiel, gefährlicher, als Gadamer lieb sein dürfte. Für das Aufgehen in der Präsenz des Vollzugs, für diese Selbstvergessenheit, gibt es keinerlei Sicherheit und auch keine Gewissheit eines neuen Selbstgewinns. Die Preisgabe der Selbsterhaltung im Spiel mit dem Anderen in der Hoffnung auf die verändernde Gemeinschaft des Spiels, die den Antagonismus der Selbsterhaltung überwindet, wäre der Hauptgewinn – aber wer könnte sich dessen gewiss sein?

Dieser Gefahren des Spieltriebs eingedenk lautet die christliche Gegenbesetzung: Die Götter mögen spielen, Gott indes spielt nicht. Nur überliesse man damit das Spiel dem Herrn der Spielhöhle. Wenn aber das Spiel «wesentlich» ist für Sein und Mensch, wenn es daher der Hermeneutik sogar als Grundmetapher unseres Lebens und Verstehens gilt, dann ist es gerade und ursprünglich Gott, der spielt. Wenn der Theologie ein so emphatisches Spielverständnis zugespielt wird, fragt sich, was Gott denn anderes tun kann, als in abgründiger Selbstvergessenheit zu spielen, und zwar nicht nur mit sich oder den Engeln, sondern mit uns (und nicht «uns mit»). Aber – wäre das noch ein Spiel, wenn einer schon wüsste, wie es ausgeht?

Dr. Philipp Stoellger ist Assistent am Lehrstuhl für Systematische Theologie, Religionsphilosophie und Symbolik von Professor Dr. I.U. Dalfert.

Von der «Phantasiefigur Gott» zur Praktischen Theologie

ELLEN STUBBE

Die «Erschaffung Gottes» im Kinderzimmer oder: das Paradox von «vorfinden» und «erschaffen»

Es ist diese Welt der frühen Beseelung der Dinge durch das heranwachsende Kleinkind, der Erfindung von Figuren mit der Kraft eigener Phantasie, der Verwendung der Übergangsobjekte und -phänomene zum Zwecke der schrittweisen Konstituierung eines eigenen Selbst, in der einst (1979) Ana-Maria Rizzuto die frühen Quellen der individuellen Gottesbilder verortete. In dieser frühkindlichen Welt «erschaffen» Kinder, was sie «vorfinden». Auf dieser Grenze von innen und aussen entstehen nach Rizzuto auch die ersten Grundzüge eines Gottesbildes nach dem Bild der primären Bezugspersonen und gleichzeitig nach dem Bild des idealen eigenen Selbst.

Als Rizzuto vor 20 Jahren ihr Buch *The birth of the Living God* publizierte, betrat sie als Psychoanalytikerin ein für ihre Zunft durchaus heikles Gelände. Zwar hatte es seitens der Theologie zu jenem Zeitpunkt bereits umfangreiche Bemühungen gegeben, mit der Psychoanalyse in ein versachlichtes Gespräch im Interesse beider Fachdisziplinen zu gelangen. In umgekehrter Richtung, von der Psychoanalyse zur Theologie hin, wurde dieser Dialog bis dahin zumindest nicht gesucht.

Heute findet Rizzutos Buch zwar immer noch nicht in Gestalt einer – längst überfälligen – deutschsprachigen Übersetzung die Bedeutung, die ihm zustünde, wohl aber in einer jüngst in Marburg angenommenen praktisch-theologischen Dissertation: *Constanze Thierfelder, Gottes-Repräsentanz. Kritische Interpretation des religionspsychologischen Ansatzes von Ana-Maria Rizzuto mit einem Geleitwort derselben, Stuttgart 1998.*

Kindliches Spiel, Phantasie und Gottes-Repräsentanz

Rizzutos Gedanken führen zur Einsicht, dass Gottesbilder aus denselben Quellen gespeist sind, aus denen vielfältige Lebensbewältigungsmuster entstammen: dem kindlichen Spiel. Im Rückgriff auf Arbeiten des britischen Psychoanalytikers D. W. Winnicott stellt Rizzuto die vielfach zitierte These auf, dass die Gottesrepräsentanz im Leben eines Menschen zum erstenmal gleichzeitig mit den kindlichen Phantasiefiguren auftritt und diesen zunächst sehr ähnelt. Rizzuto geht in ihrer Skizze der religiösen Entwicklung davon aus, dass die «Phantasiefigur Gott» sich binnen kurzem von anderen Phantasiegestalten un-

terscheidet, weil «Gott» auch von den Erwachsenen als mehr oder weniger relevant erachtet oder ihm zumindest durch die Existenz kirchlicher Gebäude und Institutionen und die Präsenz der Kirchen in der Gesellschaft eine besondere Rolle zugewiesen wird. Und auch die Erwachsenen, die angeben, nicht an Gott zu glauben, können etwas sagen über den Gott, an den sie nicht glauben, gehen also ihrerseits mit Gottesrepräsentanzen, die sich dem Kind mitteilen, um. Solche Gottesrepräsentanz – gespeist aus mehreren Quellen, neben der Vaterrepräsentanz auch jene der Mutter, des Elternpaares, der Grosseltern und der Geschwister – muss im Zuge psychischer Veränderungen fortgeschrieben werden, um Relevanz zu behalten und nicht destruktiv zu werden.

... und doch noch etwas mehr

Constanze Thierfelder bleibt nicht bei einer kritiklosen Übernahme der Theorie Ana-Maria Rizzutos. Sie sieht in Rizzutos subjektorientiertem Ansatz auch die Gefahr einer solipsistischen Verengung des praktisch-theologischen Blickwinkels: «Rizzutos vordringliches Interesse gilt der von ihr postulierten Form von unberührter Religiosität. Die Auseinandersetzung mit der individuellen Verarbeitung religiöser Traditionen tritt dagegen in den Hintergrund.» Insofern verlangt Rizzutos Theorie eine Erweiterung. «Diese kann zum einen durch andere Ansätze innerhalb der Objektbeziehungstheorie wie z.B. durch die Theorie Winnicotts oder auch durch die Ergebnisse der Neueren Säuglingsforschung geschehen, die sich verstärkt mit der Rolle der Intersubjektivität beschäftigen.»

Die Autorin zeigt sowohl die Brauchbarkeit der Theorie Rizzutos wie auch ihre Grenzen im Blick auf ihre praktisch-theologische Umsetzung auf: «Eine Praktische Theologie, die sich der massiven gesellschaftlichen und sozialen Umwälzungsprozesse der heutigen Zeit bewusst ist, kann... religionspsychologische Studien wie die von Rizzuto nicht verwenden, ohne gleichzeitig andere Studien aus dem Bereich der Ethnopschoanalyse, der Systemtheorie und Soziologie hinzuzuziehen. Nur so kann die Praktische Theologie ihrer Aufgabe, das Praktisch-Werden der Religion im Hinblick auf die einzelnen Subjekte zu bedenken, vor dem Hintergrund der sich wandelnden gesellschaftlichen und kulturellen Gegebenheiten gerecht werden.»

Dr. Ellen Stubbe ist Professorin für Praktische Theologie an der Theologischen Fakultät Zürich.